

Holt nicht Wasser aus den Zisternen, sondern schöpft aus den Quellen des Heiles!

Wir sprachen von den atheistischen Ersatzriten; sie sind für den Christen wie brüchige Zisternen, aus denen kein Heil zu gewinnen ist. Wir hörten von den Sakramenten der Kirche; sie fließen gleich lauterem Quell aus den Wunden unseres Heilandes. Auch hier seid Ihr zur klaren Entscheidung aufgerufen. In der Kraft des apostolischen Amtes, das uns verliehen ist, erklären wir Euch nach reiflicher Prüfung: Kein katholischer Christ kann die sozialistische Namensgebung, die sozialistische Jugendweihe, die sozialistische Trauung, die sozialistische Beerdigung oder ähnliche antikirchliche Feiern vollziehen, ohne seinen heiligen Glauben zu verleugnen. Zwischen dem Glauben an Gott und dem Bekenntnis zur Gottlosigkeit gibt es keinen Kompromiß. Erwägt gewissenhaft die Anordnungen, die Eure Bischöfe für diese Fälle, ganz besonders aber in der Frage der Jugendweihe, getroffen haben! Das Wohl der Kirche verlangt solch klare Weisungen. Eifert der Glaubenstreue all der Bekenner und Blutzeugen nach, die uns in der Geschichte unserer heiligen Kirche vorangegangen sind! Holt Euch dazu die Kraft aus den Quellen des Erlösers, aus Seinen heiligen Sakramenten, besonders in der eifrigen Teilnahme am heiligen Meßopfer und im häufigen Empfang des Leibes Christi!

Haltet zusammen und helft einander!

Manche unserer Glaubensbrüder wanken bei so starkem Druck, alle aber leiden unter der schweren Bedrängnis. Und um uns her erliegen so viele Menschen der Verfüh-

rung und wollen nichts mehr von Christus wissen. Welch große Sorge, welch gewaltige Sendung für unsere Kirche! Sie muß in unserem Land, das der Gnade des Herrn so sehr bedarf, das Heilswerk des Gekreuzigten weiterführen, und Ihr seid als lebendige Glieder der Kirche gerufen, mitzusorgen und mitzuhelfen. So stützt Euch gegenseitig in den Seelsorgsgemeinden und in den Familien durch ein gutes Wort, durch tätige Liebe und durch Euer Gebet! Ihr mögt eine kleine Schar sein, aber Ihr habt eine große Aufgabe für unser ganzes Volk.

Geliebte im Herrn!

Nun geht an der Hand der Mutter Kirche in die heilige Fastenzeit! Oft wird die Liturgie in ihren Gebeten und Lesungen Euch an das erinnern, was wir in unserem Hirtenbrief bedachten. Öffnet dafür Euer Herz in den Gottesdiensten der Gemeinde und nützt die Reichtümer der Liturgie auch im täglichen Gebet Eurer Familie! Gestaltet diese Wochen in einem frohen Bußgeist; dann bleibt Ihr mit der Kirche unter dem Kreuz des Herrn. Vor allem aber vergeßt dies nicht: Nach der Passionszeit kommt Ostern; aus aller Not unserer Prüfung wächst die Freude unserer Erwählung und die siegreiche Hoffnung im auferstandenen Herrn.

Die auf der Berliner Ordinarien-Konferenz versammelten Bischöfe und Bischöflichen Kommissare: Julius Kardinal Döpfner (Berlin), Otto Spülbeck (Meißen), Dr. Ferdinand Piontek (Kapitelsvikar in Görlitz), Friedrich Rintelen (Weihbischof in Magdeburg), Joseph Freusberg (Weihbischof in Erfurt), Dr. Bernhard Schröder (Bischöflicher Kommissar in Schwerin), Joseph Schönau (Bischöflicher Kommissar in Meiningen).

Die Kirche in den Ländern

Christliches Mönchtum in indischer Form

Obwohl Indien ein einheimisches uraltes Christentum syrischer Herkunft an der Malabarküste in Südindien besitzt, obwohl auch die lateinischen Missionen nunmehr bereits seit vierhundert Jahren in Indien arbeiten und ungeachtet der seit Jahrtausenden bestehenden kontemplativen Grundhaltung der indischen Religiosität außerhalb des Christentums, hat sich bisher hier kein christliches kontemplatives Leben entfaltet. In jüngster Zeit sind verschiedene Versuche unternommen worden, die Brücke zwischen dem kontemplativen Geist Indiens und der christlichen Kontemplation zu beschreiten; aber entweder sind die Gründungen unter dem Druck der Verhältnisse bald zu einem höchst aktiven Leben übergegangen, oder sie haben sich aus anderen Gründen nicht entwickelt. Eine neue Gründung, die erst vor zwei Jahren ins Leben getreten ist, hat nun eine Formel gefunden, die vielleicht einer künftigen Blüte entgegenführen wird: Kurisumala, das neue christliche „ashram“ — wie in Indien solche Gemeinschaften der Hingabe an Gebet und Betrachtung heißen —, baut sich auf der den Verhältnissen in bestimmten Punkten angepaßten benediktinischen Regel auf, lebt jedoch nicht nach lateinischem, sondern nach syro-malankaresischem Ritus, einem der ältesten — vielleicht dem ältesten — orientalischen Ritus.

Geschichte der christlichen Kontemplation in Südindien

Die Vierteljahrsschrift „L'Orient Syrien“ — deren Direktor G. Khouri-Sarkis, Chorbischof der syrischen Kirche von Antiochien, ist — hat in ihrer letzten Nummer 1958 in einem Artikel von E. R. Hambye SJ über die neue Gründung Kurisumala einen Rückblick auf die Geschichte des Mönchtums in Südindien gegeben. Südindien — über das in der Herder-Korrespondenz häufig berichtet worden ist — führt ja bekanntlich sein Christentum auf den Apostel Thomas zurück; christliche Gemeinschaften sind jedenfalls hier bereits im 4. christlichen Jahrhundert nachweisbar. Die südindischen Christen, deren Glaubensboten aus Syrien gekommen waren, standen dauernd in engem Kontakt mit der syrischen Kirche und erhielten von dort auch ihre Bischöfe. Sie gehörten also in die Welt des syrisch-christlichen Orients. Die Kirchengeschichte Südindiens, zumal in ihrem Verhältnis zur Universalkirche, ist einigermaßen kompliziert und auch auf weite Strecken kaum dokumentiert. Das gleiche gilt natürlich auch für das Mönchtum dieses Landes.

Ursprünglich kamen die Glaubensboten und Bischöfe nach Südindien aus Persien-Mesopotamien, d. h. aus dem ostsyrischen Raum, mit dem ostsyrischen oder chaldäischen Ritus, der heute in Indien syro-malabarisch genannt wird. Man weiß aus diesen ersten Jahrhunderten der zu Ende gehenden Antike und des Mittelalters leider

nichts über ein syrisches Mönchtum in Südindien, kann es höchstens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit voraussetzen, da es einige berühmte syrische Klöster am Persischen Golf, Südindien gegenüber, gab, die vielleicht Filialen an der Malabarküste gründeten; denn das monastische Leben, das Mönchsideal, spielte im syrischen Christentum eine große Rolle. Sicher ist, daß die Bischöfe der indischen Kirche, die von Syrien entsandt wurden, nach östlicher Tradition Mönche waren. Sie brachten vermutlich Mönche als Mitarbeiter mit. Aber das sind nur Schlüsse. Es scheint, daß es nur am Grab des hl. Thomas, das in Mylapore verehrt wird, eine klösterliche Niederlassung des chaldäischen Ritus gab; auf eine solche weisen Andeutungen in Quellen des 6. und 11. Jahrhunderts, deutlicher spricht davon eine Quelle des 16. Jahrhunderts. Quellen des 18. Jahrhunderts sprechen wohl von monastischem Leben im Raum von Malabar im 15. und 16. Jahrhundert; aber wahrscheinlich sind damit schon religiöse Gründungen der Jesuiten oder Gruppen von Weltgeistlichen mit gemeinsamem Leben gemeint.

Um diese Zeit, als die lateinische (bzw. portugiesische) Mission in Indien begann, machte die Kirche in Südindien eine tragische Periode des Mißverstehens durch. Die portugiesischen Missionare glaubten, die chaldäische Kirche Südindiens völlig latinisieren zu müssen, und die chaldäische Kirche wollte sich das nicht gefallen lassen. Sie trennte sich, um ihre eigene Tradition bewahren zu können, von Rom. Die letzten mit Rom vereinten ostsyrischen Bischöfe — Mönche natürlich — regierten die Malabar-Kirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nach der Trennung von Rom unterstellten sie sich dem ostsyrisch-jakobitischen Patriarchat von Antiochien und übernahmen den ostsyrischen Ritus, in Indien syro-malankaresisch genannt. Der Ritus der mit Rom verbunden gebliebenen Malabaren wurde im Laufe der Zeit unter dem Druck der lateinischen Kirche sehr stark latinisiert. Erst in neuester Zeit hat sich das Bewußtsein vom Wert der orientalischen Riten in der katholischen Kirche allgemein durchgesetzt, und als in den letzten 30 Jahren starke Gruppen der schismatischen syro-malankaresischen Kirche zur Einheit mit Rom zurückkehrten, war man nunmehr aufs eifrigste besorgt, ihren — westsyrischen — Ritus rein zu erhalten, da man die unschätzbaren Reichtümer echter christlicher Überlieferung, die hier für die Kirche als Ganzes aufbewahrt worden sind, erkannte. Zugleich begann man sich bewußt zu werden, daß dieser Zweig der Kirche ebensowenig wie die Kirche überhaupt ohne kontemplatives Leben vollständig wäre. Die Missionsjahrhunderte haben dies vielleicht viel zu wenig bedacht, sowohl in Indien wie in allen anderen von ihnen dem Christentum gewonnenen Gebieten. Das ist begreiflich, weil die Mission zum größten Teil in der Hand aktiver Orden und Kongregationen lag und weil das allgemeine abendländische Bewußtsein gerade in diesen Jahrhunderten am fernsten von der Erkenntnis der Bedeutung des kontemplativen Lebens war. Heute dagegen hat man in weitesten christlichen Kreisen erkannt, daß das christliche Leben nicht vollständig ist, wenn ihm jener Teil fehlt, der nur betet und betrachtet, ohne zu werken. Für Indien kommt hinzu, daß im indischen Bewußtsein, trotz aller modernen Einflüsse und trotz der Verführung des materiellen Fortschritts, im Grunde immer noch die reine Kontemplation als die einzig wahre religiöse Haltung gilt und eine Religion ohne kontemplatives Leben

einen geminderten Rang einnimmt. In der Tat haben — wie der im vorigen Jahr verstorbene französische Priester P. Monchanin, der als christlicher Eremit in Indien gelebt hat, in einem Artikel in „Eglise Vivante“ (März/April 1955) schrieb — bisher die meisten nichtchristlichen Inder nicht einmal geahnt, daß es im Christentum auch Mönche und das Leben völliger Entsagung gibt. Man kannte nur die aktiven Orden, die dieses Ideal nicht verwirklichten. Daß der Kirche in Indien, nicht nur im altchristlichen Südindien der syrischen Riten, sondern ebenso in den Gebieten der lateinischen Mission, Gründungen kontemplativen Lebens fehlten, wurde endlich durch die mannigfachen Anrufe der letzten Päpste dem Bewußtsein deutlich. Vor allem hat hier die Enzyklika Pius' XI. *Rerum Ecclesiae* von 1926 (AAS 1926, S. 70) betont, wie wichtig die Einführung des kontemplativen Lebens in den Missionsländern ist. In Indien hat der heutige Erzbischof von Bangalore, Thomas Pothacamury, damals noch einfacher Priester, schon 1921 bei einem Marianischen Kongreß einen Vortrag über „Die Anpassung des katholischen Mönchtums an Indien“ gehalten. Der Kongreß gab ein Votum in diesem Sinne ab. Aber noch lange geschah nichts, oder die geplanten Versuche kamen nicht zur Ausführung. Endlich hat sich auch die erste allindische Bischofskonferenz in Bangalore im Jahr 1950 mit Gedanken über die Gründung eines indischen Mönchtums befaßt. In ihrem Dekret Nr. 125 heißt es: „Wir hoffen, daß eine strengere Form kontemplativen Lebens, die in unseren Gegenden bereits begonnen worden ist, sich weiter ausbreitet, sei es durch den Fortschritt der bereits in Indien bestehenden Institute, sei es durch Einführung anderer ähnlicher Orden oder selbst durch Gründung neuer Einrichtungen dieser Art, die unserem Volk wirklich angepaßt sind.“

Die neuen Versuche

Wir müssen noch kurz einige mißglückte Versuche erwähnen: Gründungen, die großen Erfolg hatten, aber eben nicht als kontemplative Zentren, als die sie ursprünglich gedacht waren. Da ist zunächst der Orden der südindischen Karmeliter des syro-malabarischen Ritus zu erwähnen, der nunmehr bereits seit hundert Jahren in Südindien-Kerala besteht. Zwei indische Priester gründeten ihn in der Mitte des 19. Jahrhunderts, und er ist einer der großen Erfolge der südindischen Kirche geworden (allein im Jahr 1958 zählte er 86 Novizen). Er stellt jedoch völlig den aktiven Typ des Ordenslebens dar und wirkt in Schule, Presse, karitativen Einrichtungen usw. Im Jahre 1933 bestand der Plan, den deutschen und amerikanischen Benediktinern, die gerade die Universität Peking den Vätern vom Göttlichen Wort übergeben hatten, eine große Niederlassung am Fuß des Himalaya zu übergeben. Das Projekt konnte nicht verwirklicht werden auch wäre keine wirklich kontemplative Niederlassung daraus entstanden, denn schon der Plan sah einen sehr aktiven Typ von Kloster mit Schulen, Kollegs usw. vor. Monastisches Leben hat schließlich ein Bischof der schismatischen jakobitischen Kirche, Mar Ivanios, zu schaffen versucht; er hat dafür die Regeln des hl. Basilius und des hl. Benedikt gründlich studiert und eine Klostersgemeinschaft in einer der Bergregionen von Kerala ins Leben gerufen, die sich „Orden von der Nachfolge Christi“ mit dem Kloster „Bethanien“ nannte: Mar Ivanios ist 1930 in die Gemeinschaft mit Rom zurückgekehrt und mit ihm die Mönche, die seinem Aufruf folgten. Aber sobald sie

in die katholische Kirche aufgenommen waren, mußten sie sich Aufgaben widmen — zumal wegen des Mangels an Priestern ihres Ritus —, die sie alsbald zu einem äußerst aktiven Leben zwangen.

Erst heute zeigen sich Ansätze zu einem eigenen indischen, aus dem syrischen Christentum erwachsenen mönchischen Leben, die versprechen, die christliche Kontemplation, das alte Mönchsideal, für Indien lebendig zu machen. Wir haben 1952 (Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 66f.) von den ersten Versuchen berichtet, die zumal von der belgischen Benediktinerabtei Saint-André-les-Bruges ausgingen, jedoch noch im lateinischen Ritus blieben, sowie von dem Eremitenleben P. Monchanins, dessen tiefe Indienkenntnis und Liebe zu diesem Land einen unschätzbaren Beitrag für das Zusammenströmen christlichen Glaubens und indischen Geistes geliefert haben. P. Monchanin hat nicht viele Jahre seines Lebens seinem Traum eines christlich-indischen Eremitenlebens widmen dürfen; er ist 1958 im Alter von 60 Jahren gestorben. Aber er hat Zeit gehabt, auf andere einzuwirken und neue Wege zu erschließen.

Kurisumala

Fünf junge Inder waren um 1950 herum in Saint-André-les-Bruges mit benediktinischen Leben vertraut gemacht worden. In ihre Heimat zurückgekehrt, blieben sie jedoch beim lateinischen Ritus. P. Monchanin seinerseits hat als Eremit gelebt und damit eine in Indien tiefverwurzelte und verehrte Lebensform übernommen. Aber es war noch nicht mönchisches, gemeinschaftliches Leben, das doch die Kirche als Form der Anbetung seit ihren frühesten Zeiten am höchsten geschätzt hat. Jahrelang vorbereitet, hat sich nun 1957 eine Gemeinschaft zusammengefunden, die eben dieses echte christliche Mönchsleben in indischer Form zu verwirklichen begonnen hat. Die Träger dieser neuen Gemeinschaft sind ein belgischer Zisterziensermönch aus der Abtei Scourmont, P. François Mahieu, und ein englischer Benediktiner, P. Bede Griffith, ein Konvertit aus dem Anglikanismus. P. Mahieu kam zu Beginn des Sommers 1955 nach Indien, wohin er zunächst von seinem Abt als Hilfe für P. Monchanin und seinen Gefährten, den französischen Benediktiner Dom H. Le Saux, ausgeliehen worden war. Im Zusammenleben mit P. Monchanin konnte er Kontakt mit verschiedenen hinduistischen „ashrams“ — d. h. klösterlichen Gemeinschaften — und ebenso mit den katholischen Kommunitäten Südindiens aufnehmen. Vor allem aber lernte er die Christen beider syrischer Riten, des ostsyrisch-chaldäischen — syro-malabarischen — und des westsyrischen — syro-malankaresischen — genau kennen. Er überzeugte sich bald, daß die malabarische Christenheit kontemplative Gründungen brauche. Und er stellte fest, daß der Ritus der seit 1930 mit Rom vereinten Syro-Malankaresen — faßt unverändert aus der jakobitischen Kirche hervorgegangen — alle Eigenschaften eines wahrhaft dem Volk angemessenen Ritus besitze und die wesentlichen Grundzüge eines orientalischen Ritus rein bewahrt habe: die aktive und verständnisvolle Teilnahme am Gottesdienst, den Gebrauch der Landessprache, des Malayalam, das um die Liturgie konzentrierte religiöse Leben. P. Mahieu beschloß, in diesem Gebiet eine monastische Gründung ins Leben zu rufen und ihr den syro-malankaresischen Ritus zu geben.

Sein Plan wurde sowohl von seinem Abt lebhaft begrüßt als auch von Rom gutgeheißen, und die beiden syro-

malankaresischen Bischöfe des Landes, Mar Gregorios, Erzbischof von Trivandrum, und Mar Athanasios, Bischof von Tiruvalla, nahmen den Gedanken, auf ihrem Territorium eine monastische Gründung entstehen zu sehen, mit größter Freude an. Zumal Mar Athanasios förderte die beiden Mönche und sorgte dafür, daß ihnen jede Erleichterung gewährt wurde, die ihnen einen raschen Zugang zu Sprache, Ritus und Sitten der syro-malankaresischen Christen verschaffen könnte. Beide Mönche erhielten im Jahr 1956 die kanonische Exklaustration auf drei Jahre, d. h., ihre Klöster stellten sie zunächst auf drei Jahre für die neue Arbeit frei. Am 12. August 1957 folgte dann von Rom die Erlaubnis, den lateinischen Ritus zu verlassen und zum syro-malankaresischen Ritus überzugehen. Damit wurden sie zugleich der Kongregation für die orientalischen Kirchen unterstellt, die ihnen ihre wärmsten Glückwünsche sandte. Weihnachten 1957 feierten sie ihre erste „Kurbana“ oder Messe nach syro-malankaresischem Ritus.

Inzwischen hatte ihnen ein reicher katholischer Inder des gleichen Ritus ein Terrain in den Bergen nicht weit von Tiruvalla in den sogenannten „Westlichen Ghats“ geschenkt, in 1200 Meter Höhe an einem Abhang, dessen Gipfel dem hl. Thomas geweiht ist und ein Kreuz trägt, ein vielbesuchter Wallfahrtsort des Landes Kerala, der Kurisumala heißt. Hier wurde das Kloster (zunächst nur eine Bambushütte) Anfang November 1957 vom Bischof von Tiruvalla kanonisch errichtet, und die Mönche erhielten von Mar Athanasios selbst ihr Ordenskleid: die alte traditionelle Tracht aller indischen Mönche, die ockerfarbene Tunika mit Schal, an der die Gottsucher Indiens auf allen Wegen des Landes zu erkennen sind. Zwei Postulanten und ein Weltpriester begleiteten sie bei der Niederlassung auf dieser Höhe, von der der Blick bei klarer Sicht im Westen bis zum Indischen Ozean reicht. Inzwischen haben sie dort eine Kapelle nach den Bedürfnissen des syrischen Ritus von Antiochien errichtet, und der eigentliche Klosterbau ist im Entstehen. Schon jetzt haben sich mehr als 15 Postulanten bei der neuen Gründung gemeldet, in der Mehrzahl Keralesen, doch auch Inder aus anderen Staaten und Angehörige beider syrischer und des lateinischen Ritus. Im ersten Jahr können und sollen jedoch nicht mehr als sechs Postulanten aufgenommen werden, damit eine ernste monastische Erziehung und Schulung gewahrt bleibt.

Ein reines monastisches Ideal

Die neue Gründung will reines kontemplatives christliches Mönchsleben in einer indischen Form ausgestalten. Einerseits liegt ihr daher die Regel des hl. Benedikt in ihrer ursprünglichsten Form zugrunde, zugleich geht sie aber auch auf den Geist der Wüstenväter zurück und sucht insbesondere, soweit möglich, die charakteristischen Elemente des alten syrischen Mönchtums aufzunehmen; dies alles in Verbindung mit der großen asketischen Überlieferung Indiens. Dabei schafft die Regel des hl. Benedikt das Band mit der gesamten katholischen Tradition und macht die neue Gründung zu einem Werk der Weltkirche.

Im Mittelpunkt des neuen monastischen Lebens steht, gemäß der Regel des hl. Benedikt, die Liturgie, das liturgische Gebet. Auch die syrischen Väter liebten das gemeinsame Psalmodieren über alles, und noch heute wissen selbst die einfachen Gläubigen des syrischen Ritus, selbst

in der jakobitischen Kirche Indiens, den Psalter vollständig auswendig: sie lernen ihn in ihren „Sonntagsschulen“. Der größte Schatz jedoch, den die syrische Kirche besitzt, ist ihre rein semitische Herkunft, ihr Leben aus dem Geist jener Völkerschaften, denen Christus selber angehörte, die Sprache, die dem alten Aramäisch noch engstens verwandt ist, und der Reichtum an Ausschöpfung des Symbolismus des Alten Testaments in seiner Ausrichtung auf das Neue. Die beiden abendländischen Mönche, die zum westsyrischen Ritus übergegangen sind, werden nicht müde, diesen Schatz zu preisen, den sie hier gefunden haben und nun in voller Reinheit zum Heil des christlichen Indiens verlebendigen wollen.

Neben der Liturgie — „Kurbana“ und Stundengebet — stehen, wie die benediktinische Regel es vorschreibt, Gebet, Lektüre und Betrachtung und als drittes körperliche Arbeit (vorläufig der Bau der gesamten Anlage, Urbar-

machung des sehr fruchtbaren Bodens, Anbau der Felder). Die Askese ist den indischen Auffassungen angepaßt, die Nahrung rein vegetarisch, ohne Fleisch, Fisch oder Eier. Sie besteht aus Reis, Gemüse und Milch. Dazu kommt strenges Fasten. Die Einrichtung ist ebenfalls dem indischen Begriff der Loslösung von der Welt angepaßt. Man schläft auf Matten, man ißt von Blättern mit den Händen. Nur so kann das christliche Mönchtum den Inder von seinem Ernst überzeugen. Und durch diese seine indische Form baut es eine Brücke zu den Hindus und sonstigen Nichtchristen. Die Form dürften sie leicht begreifen. Schwer bleibt es dagegen, den Kern des christlichen Glaubens, die historische Heilstat des Gottessohnes, die Einmaligkeit seines Kommens dem indischen Geist verständlich zu machen. Das ist ein Ziel auf weite Sicht, für das das bloße Vorhandensein eines kontemplativen Klosters jedoch viel tun kann.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Die liturgische Erneuerung des Bußsakramentes

Das Osterfest naht und mit ihm der Andrang der Gläubigen zu den österlichen Sakramenten. Er stellt die Seelsorger vor eine der schwierigsten Aufgaben, die sie im Lauf des Jahres zu erfüllen haben. Die Aufgabe ist nicht nur deswegen schwer, weil sie den Beichtvätern sehr viel Kraft und Geduld abfordert. Viel bedrückender wiegt das Gefühl, daß es selten gelingen will, bei der Osterbeichte so an die Tiefen der Seelen zu rühren, daß die poenitentia zur metanoia (conversio) würde, was doch der Sinn der österlichen Erneuerung ist. Wenn nicht zur Zeit der Passion und Auferstehung des Herrn, wann sollte dann sonst im Lauf des Kirchenjahres der sündige, aber noch gläubige Christ erschüttert werden können? Selbstverständlich geschehen jedes Jahr bei den Osterbeichten wirkliche Bekerungen, die an Aufrichtigkeit der Buße altchristlicher Zeit nicht nachstehen. Aber das löscht nicht den Eindruck aus, daß viele Gläubige das Sakrament wenig ernst empfangen und wenig tief erfahren. Und selbst dann, wenn ihr persönliches Verhältnis zu Gott durch die Osterbeichte auch bewußtseinsmäßig wiederhergestellt oder vertieft und befestigt wird, geht nur wenigen die Erkenntnis auf, daß sie erst durch ihre Buße ihren Osterglauben vollziehen, weil sie ja gar nicht an der Auferstehung teilnehmen können, wenn sie nicht zuvor in den Sühnetod des Herrn mitgegangen sind. Insbesondere hat die christliche Gemeinde von heute offenkundig nicht das Bewußtsein, korporativ Buße tun zu müssen, damit sie korporativ an der Auferstehung ihres Herrn teilnehmen könne. Zwei Phänomene sind unbestreitbar: Das Bußsakrament wird ganz überwiegend als eine Privatsache betrachtet, und die Osterfeier wird als eine Erinnerung, mit dem Blick nach rückwärts, und als eine Hoffnung, mit dem Blick nach vorwärts, nicht aber ebenso als eine innere Erneuerung der christlichen Gemeinde in der Gegenwart verstanden, das heißt als der Augenblick des Jahres, an dem man von neuem in Christus eintauchen muß, wie das bei der Taufe geschah.

Daß die seelsorglichen Motive Papst Pius' XII. bei der Erneuerung der uralten Osterliturgie in dieser Richtung

zu suchen sind, darüber besteht wohl kein Zweifel. Damit aber diese Absicht verwirklicht wird, scheint es, daß auch das Bußsakrament in die liturgische Erneuerung einbezogen werden müsse. Der folgende Bericht handelt von einigen theologischen Veröffentlichungen zu dieser Sache. Sie betreffen die Frage, wie man die Osterbeichte vollkommener gestalten und wie man sie den Gläubigen zu einem tieferen Erlebnis machen könne. Doch ehe davon die Rede ist, muß die Beziehung der Osterbeichte zum Ostermysterium in ihrer Funktion als existentielle Teilnahme des Leibes Christi am Tode und an der Auferstehung seines Hauptes deutlich vor das Bewußtsein gestellt werden.

Die österliche Buße und das Ostermysterium

Daran hat Heinz Schürmann im vergangenen Jahre in seinem Aufsatz über das Thema „Osterfeier und Bußsakrament“ (Liturgisches Jahrbuch 8. Jhg. [1958], Heft 1, S. 11—18) in überzeugenden Darlegungen erinnert. Jede Eucharistiefeier, so sagt er, vergegenwärtigt den Tod und die Auferstehung des Herrn. An Ostern aber soll dieses Gedächtnis nach dem Sinn der Kirche nicht nur breiter entfaltet, sondern es soll auch subjektiv tiefer erfaßt werden. Darum gehören das Fasten und das Wachen zur Osterfeier, wenn diese sich von der alltäglichen und allsonntäglichen Feier unterscheiden soll. „Der Tod des Herrn kann nicht nur objektiv-sakramental mitgefeiert werden: ‚Es werden Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten.‘ . . . Die Kirche gedenkt des Todes des Herrn nicht nur feiernd, sondern auch fastend.“ Geschichtlich entfaltete sich die Osterfeier nicht nur liturgisch und sakramental, sondern auch in dem existentiellen Gedächtnis der Buße, des Fastens und des Wachens. Erst als es eine Vigil, dann ein vierzigstündiges und schließlich ein vierzigtägiges Fasten gab, konnte sich auch die liturgische Feier entsprechend entwickeln.

„Darum gelangt unsere liturgische Erneuerung nicht an den Kern, wenn sie nur das objektive Gedächtnis wieder sinnvoll ordnet und feierlich gestaltet . . . Die eigentliche liturgische Erneuerung wird erst geleistet sein, wenn die Buße wieder zu einer gemeinsamen Feier der Gemeinde